

Die Einsamkeit des Entertainers

Bubi Scholz wurde zum „Boxidol des Wirtschaftswunders“. Seine Kämpfe ließ er sich gut bezahlen, am Ende verlor er die Kontrolle über sein Leben.

Von Bertram Job

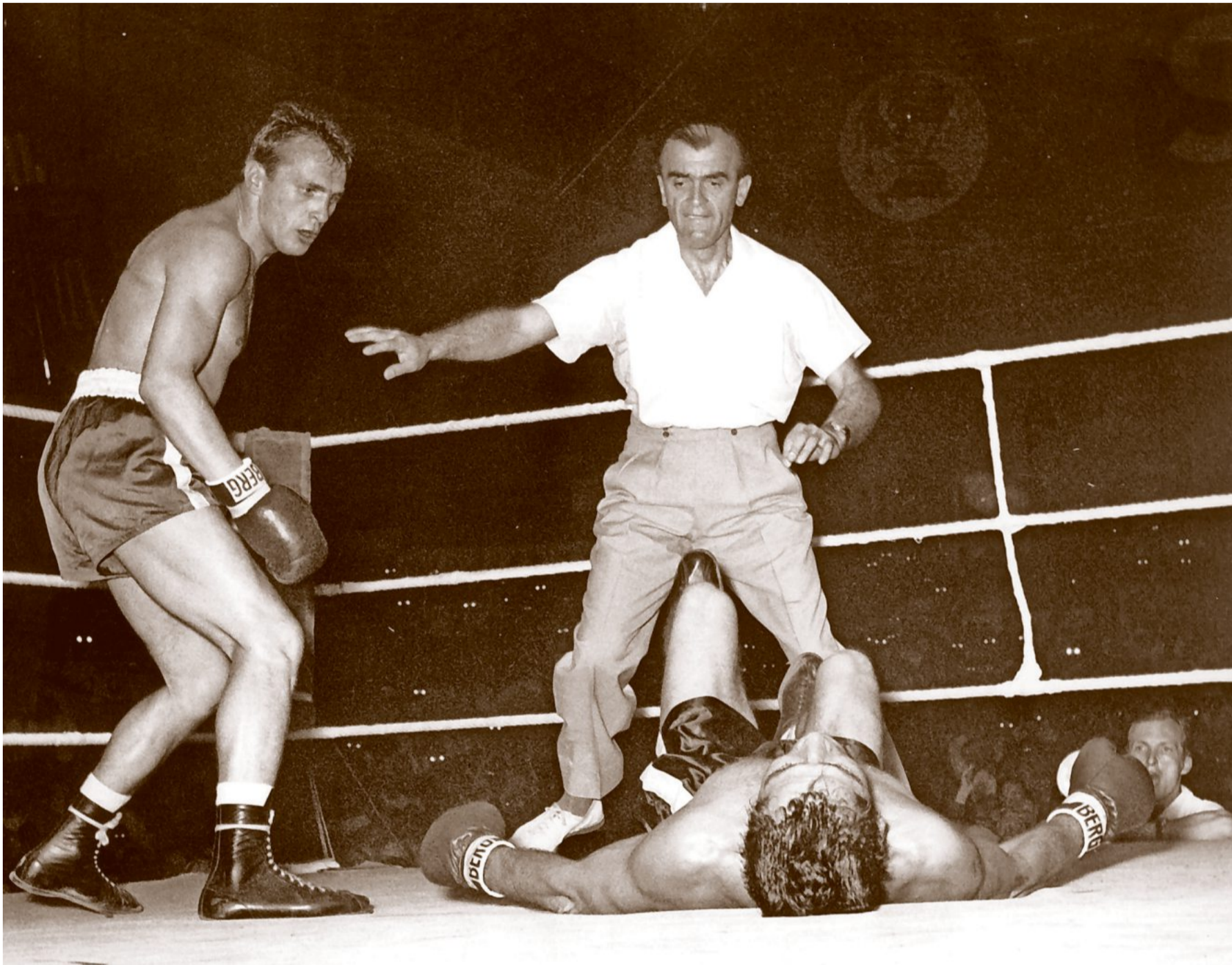
Alles hineinlegen, was einer hat, durchhalten gegen jede Vernunft, um am Ende zu triumphieren: Es sind Metaphern der Leidenschaft und des unerschütterlichen Willens, die das Anforderungsprofil eines populären Berufsboxers ausmachen. Als Ebenbild des furchtlosen Kämpfers scheint er mehr als jeder Tennisspieler, Schwimmer oder Kanute dazu verdammt zu sein, sich auf dem Altar seines Sports zu opfern. Bis es irgendwann nicht mehr geht und er, physisch verbraucht sowie in aller Regel schlecht abgesichert, Platz für den nächsten Ringhelden macht.

Auch Gustav Wilhelm Hermann Scholz, genannt „Bubi“, hat sich bis zu einem gewissen Grad auf dieses Spiel eingelassen. Nur wollte er es auf seine eigene Weise gestalten. An diesem Sonntag wäre er 90 Jahre alt geworden. Heute weiß man, dass das eine ganze Weile hervorragend funktioniert hat – doch irgendwann überhaupt nicht mehr. Das macht ihn auch in diesen Tagen, wo wieder von einer Existenzkrise des Preisboxens die Rede ist, weiter interessant. Kaum ein anderer Faustkämpfer nach Max Schmeling ist in seiner Ära so überlebensgroß geworden, und definitiv keiner ist danach so spektakulär, weil mit Leib und Seele abgestürzt.

Scholz also: Ob die jungen Menschen am Prenzlauer Berg in Berlin wohl etwas mit dem Namen verbinden? Auf YouTube sind immerhin ein paar Schnipsel seiner großen Ringduelle zu sehen; da blitzen in den ersten Reihen die Gesichter von Willy Brandt, dem Regierenden Bürgermeister, und anderen A-Prominenten auf. Die Zahl der Videoaufrufe ist jedoch unerheblich: Zu lange her, das Ganze. Selbst der aufwendige TV-Zweiteler „Die Bubi Scholz Story“ mit Benno Fürmann und Götz George in den geteilten Hauptrollen ist mittlerweile 28 Jahre her.

Dabei wird der Sohn eines Formschmieds doch in den „Prenzel“ hineingeboren, Choriner Straße, als das noch ein echtproletarischer Stadtteil ist. Wer darin aufwächst, fügt sich meist in vorgegebene Lebensbahnen. So wie zunächst auch der schmächtige „Bubi“, der in den Trümmern der geteilten Stadt Zeitungen austrägt, bevor er eine Lehre als Mechaniker beginnt. Bald wechselt das Bürochen mit der blonden Töle ins „Aschinger“, eine Berliner Wirtshaus-Institution, um sich zum Koch ausbilden zu lassen. Ausüben wird er den Beruf nie.

Nebenher verscherbelt er mit großem Erfolg auf dem Schwarzmarkt, was immer ein paar Mark einbringt. „Hatte ich Geld, hatte ich auch viele Freunde“, wird er sich später erinnern. „Hatte ich kein Geld, waren die Freunde weg.“ So einfach fühlt sich das für ihn an.



Berlin im Juni 1957: Herausforderer Gustav „Bubi“ Scholz schlägt Titelverteidiger Peter Müller in der dritten Runde k. o.

Fotos Picture Alliance



Boxer und Frauenschwarm: An diesem Sonntag wäre Bubi Scholz 90 Jahre alt geworden.

Wie die neu aufzubauende Republik, möchte auch der pfiffige Youngster schnell hochkommen. Das ist der einzige Grund, weshalb er sich als Achtzehnjähriger ohne jede Erfahrung als Amateur um eine Lizenz als Boxprofi bewirbt – und die obligate Prüfung dazu erst im zweiten Anlauf besteht. Es geht ihm nicht um eine Passion, sondern um einen lukrativen „Weg aus dem Nichts“, wie seine Autobiographie später heißen wird. Wie

hatte Jack Dempsey, die amerikanische Box-Ikone der Roaring Twenties, mal gesagt: „Wenn du boxt, boxt du aus einem Grund: um an Geld zu kommen.“

Den feschen Jungprofi hebt auch kein mörderischer Punch, sondern ein reaktionsschneller, kalkulierender Stil aus der Schar der Anwärter im Weltergewicht heraus. Während sich andere schmerzverachtend in jeden Schlagabtausch werfen, vertraut „Bubi“ seinen Augen und Reflexen. Der unbequeme Rechtsausleger schlägt im passenden Moment in gegnerische Lücken hinein und nimmt den Kopf weg, bevor es bei ihm selbst einschlägt. Das bringt ihm 1951 den ersten deutschen Meistertitel ein und später, inzwischen Mittelgewichtler, jene besondere Aura von Eleganz und Überlegenheit.

Hier will sich einer nicht brachial verschleifen wie Hein ten Hoff, Heinz Neuhäuser oder Conny Rux. Sondern Entertainer sein in einer Zeit, die Sport eher zögerlich als Event versteht. „Scholz boxt wie jemand, der einem ausgesuchten Publikum das raffinierteste Vergnügen bereiten will“, befindet die französische Sportzeitung „L'Équipe“ – ausgerechnet vor dessen erster (unstrittiger) Niederlage nach Punkten im Nichttitelkampf gegen Europameister Charles Humez (1958). Er selbst spricht offen von einer „Schau“, die er im Ring bieten möchte: „Ich kenne das Publikum und weiß, was es sehen will.“

Jeder Kampf eine Inszenierung, jeder Athlet auch ein Darsteller: Dieses Verständnis von Profisport ist heute *Zeit der art*. In den puristisch-pießigen Zeiten des Wirtschaftswunders ist das indes noch obsolet. Ähnlich wie das ausgeprägte Talent fürs eigene Marketing: Wenn Scholz und sein gewiefter Manager Fritz Gretzschel um Kampfbörsern feilschen, kennen sie keine falsche Bescheidenheit. Die Veranstalter müssten „immer bis zum Maximum“ zahlen, erklärt „Bubi“ staubtrocken: „Wir lassen uns immer die Kalkulation zeigen. Danach richtet sich unser Preis.“

So viel Business im Ton provoziert in der Branche auch Missgunst und Futterneid. Scholz streiche den Löwenanteil von allem ein, heißt es, gehe starker Gegenschlag im Zweifel lieber aus dem Weg; manch limitierten Widersacher bringe Manager Gretzschel bei Bedarf gleich im Koffer mit. In dem Sinne kündigt der Kölner Routinier Peter Müller vor dem ersten Duell mit Scholz (1957) exemplarische Bestrafung an: „Ich hau dem Bubi dat Filmjesech kapott.“ Tatsächlich geht „de Aap“ bei der deutschen Meisterschaft im legendären Berliner Sportpalast schon in Runde drei gegen Scholz k. o.

Das Image des abgezockten Solisten bleibt jedoch am Sieger kleben. Selbst der „Spiegel“ spart in einer langen Titelgeschichte über Scholz nicht mit Süffsanz. Für ihn ist der Berliner „der erfolgreichste und profilierteste deutsche Bo-

xer seit Schmeling – und zugleich der raffinierteste Geldverdiener, der je in Deutschland eine Boxerlizenz besaß“.

Doch je mehr die deutsche Profibox-Szene ab Ende der Fünfziger schrumpft, desto deutlicher ragt Scholz heraus – und kann seine eigenen Preise aufrufen. Als er sich im Oktober 1958 zur Revanche gegen Humez mit einem Abbruchsieg (Runde zwölf) den EM-Titel holt, ist er neben dem halbschweren Hamburger Willi Hoepner der zweite aktuelle Europameister mit deutscher Lizenz. Und als er am 23. Juni 1962 Weltmeister Harold Johnson fordert, ist er auf internationaler Bühne „Last Man Standing“. Sowie populärer Frauenschwarm, der bereits in seichten Musikfilmen mitwirkt und auf verschwendetem Vinyl zu hören ist. Mit Schlagern wie „Sie hat nur Blue Jeans“, „Zähl die Girls“ oder „Die Rita vom Sportverein“.

Die historisch erste Profibox-WM auf deutschem Boden hat sich „olle Bubi“ nicht auf die harte Tour, also in Ausscheidungskämpfen verdient. Sein Manager hat dem antierenden Champion aus den Vereinigten Staaten schlicht 200 000 Mark für eine freiwillige Titelverteidigung geboten. Trotzdem werden in den ersten Reihen bis zu 100 D-Mark für einen Sitzplatz im Innenraum des Berliner Olympiastadions bezahlt – ein Rekordpreis. Insgesamt sind 54 000 Zuschauer vor Ort, darunter Max Schmeling und Curd Jürgens, und kaum einer ist nach 15 technisch anspruchsvollen

Runden glücklich: Der Herausforderer, inzwischen jenseits des sportlichen Zenits, hat wenig riskiert, um den Champi- on ernsthaft zu bedrängen.

Es ist der größte Zahltag für Scholz, der 80 000 D-Mark kassiert, aber den Berliner Markt hat er sich nun versaut. Die letzten drei von 96 Kämpfen (88 Siege, 6 Remis, 2 Niederlagen) steigen bis 1964 in Köln und Dortmund. Anschließend zeigt sich auch bei den ersten Runden außerhalb des Rings jener gewisse Unterschied. Während andere ehemalige Boxer Kneipen oder Tankstellen betreiben, gründet „Bubi“ mit einem Kompagnon eine Werbeagentur. Fährt mal im Porsche, mal im Ford Thunderbird über den Ku'damm, richtet Gattin Helga zwei Drogerien ein und wird zum Abend Teil von etwas, das er als „Hautvolee“ versteht.

Der Rest der Geschichte ist ein Festmahl für den Boulevard – und gleichzeitig noch mal Antithese. Anders als so vielen Faustkämpfern im Ruhestand mangelt es Bubi Scholz nie wirklich an Geld. Er hat rund 1,5 Millionen Mark an Börsen eingenommen und verfolgt so ziemlich jedes Geschäft, das er machen kann – bis hinunter in den Partykeller seiner großzügigen Villa am Grunewald, wo er seine Gäste tatsächlich an den Spielautomaten abkassiert. „Ich bin ein Schotte“, bekennt er öfter, „und darauf bin ich stolz.“

Eine neue Sinnstiftung ergibt sich daraus nicht. Nur eine wachsende Leere, die der Aufsteiger immer häufiger mit Alkohol betäubt. Er zieht mit seiner „Gang“ aus Hardy Krüger, Harald Juhnke und Harry Meyen, einst Ehemann von Romy Schneider, um die West-Berliner Häuser; bechert zur Not aber auch mit Helga oder allein. Während des Tages zieht er sich bald immer häufiger zurück, um sich wieder und wieder die (Wochenschau-)Filme von seinen großen Kämpfen anzusehen. So gibt er den Prototyp eines Menschen ab, der bevorzugt im Gestern lebt.

Und dann kommt diese unheilige Nacht, 22. Juli 1984, in der es in seiner Villa knallt. Durch die abgeschlossene Tür der Gästetoilette hindurch.

Ob Gustav Wilhelm Hermann Scholz seine Frau mit den Schüssen aus einem Kleinkalibergewehr gezielt töten oder nur erschrecken wollte: diese heikle Frage wird auch im Prozess nicht geklärt. Das Anfang 1985 verkündete, relativ milde Strafmaß von gut drei Jahren für fahrlässige Tötung hat jedenfalls auch mit einem psychologischen Gutachten zu tun. Darin heißt es: „Zum Persönlichkeitsbild und zur Charakterstruktur des Gustav Scholz passt eine Gewalttat wie diese nicht.“

Mitte 1987 aus der Haft in Tegel entlassen, ist der 57-Jährige leider schon zu alt, zu depressiv, um sich neu zu erfinden – zumal ihm bald auch die Alzheimer-Krankheit zugesetzt. Seine zweite Frau Sabine, die 28 Jahre jünger ist als er, wird so auch Aufpasserin und Krankenschwester. Sie pappelt ihren „Puschel“ nach mehreren Schlaganfällen wieder auf, so dass er am 12. April 2000 seinen 70. (und letzten) Geburtstag im engsten Kreis erleben kann. Da wird er bei aller Hinfälligkeit noch mal zum Entertainer, wie es der Schauspieler Günter Pfitzmann später als einer der Gäste schildert: „Es muss nur weit genug zurückliegen, dann erinnert er sich.“

Vier Monate später, am 21. August 2000, stirbt Scholz in einem Berliner Pflegeheim. Er, der einst alle auf sich einzuschwören wusste, konnte absolut nichts mehr hineinlegen in diesen letzten Kampf.

KOPF DER WOCHE BRUNO LABBADIA

Ein Smalltown Boy für den Big City Club

Fitness, Teamgeist, Motivation – mit diesen Mitteln soll Labbadia Hertha BSC aus der Abstiegsnot befreien. Schon seine ruhige Art könnte entscheidend sein. Von Christian Otto

Seine Nähe macht ihn stark. Kräftiger Händedruck, ein aufmunterndes Schulterklopfen, das unbedingt direkter Augenkontakt: Am gewohnten Handwerkszeug von Bruno Labbadia muss leider ein wenig gearbeitet werden. Mitten in einer Zeit, in der Abstandhalten oberstes Gebot ist, tritt der kumpelhaft agierende Cheftrainer seinen neuen Job an. Dass Labbadia an einem Ostermontag zur ersten Trainingseinheit im Auftrag von Hertha BSC Berlin bittet, bleibt eine interessante Nuance der Fußball-Bundesliga. Neulich wollte der Hauptstadtclub mit Hilfe von Jürgen Klinsmann noch die Welt erobern. Vielleicht ist die Variante, die Dinge mit Labbadia erst einmal wieder ein wenig normaler und bodenständiger anzugehen, nicht die schlechteste.

Das Gute an Labbadia ist und bleibt: Wer ihn verpflichtet, bekommt nichts Überraschendes, sondern etwas Verlässli-



Ein Mann der Bundesliga: Bruno Labbadia
Foto dpa

ches. Im Alter von 54 Jahren wird der frühere Torjäger und erfahrene Übungsleiter vom Ruf begleitet, seiner Arbeit akribisch, ehrgeizig und schnörkellos nachzugehen. Labbadia hat als Trainer von Bayer Leverkusen, dem Hamburger SV oder dem VfB Stuttgart den Fußball nie neu erfunden. Aber er besitzt die Gabe, eine gute Basis aus Fitness, Teamgeist und Motivation zu schaffen. Seine frischeste Referenz lässt bis heute aufhorchen. Dass Labbadia den VfL Wolfsburg 2018 in den Relegationsspielen gegen Holstein Kiel vor dem Abstieg gerettet und in der Saison danach gleich bis in die Europa League geführt hat, gleicht einem Märchen. Allerdings fehlt das gute Ende für ihn selbst. Er war in Wolfsburg nicht mehr erwünscht und scheiterte an Disharmonien mit Geschäftsführer Jörg Schmidtke. Dass Labbadia seit seiner Demission im Mai 2019 ohne Beschäftigung war, bleibt angesichts seiner Erfolge rätselhaft.

Wo auch immer in modernen Profifußball gerade ein neuer Trainer gesucht wird, klingen die Anforderungen ungerührt so. Etabliert eine moderne Spielstrategie, kommuniziert zwischen Vereinsführung und Mannschaft, begeistert die Zuschauer mit seiner offensiv ausgerichteten Taktik – so lautet das Trainerprofil aus Sicht ambitionierter Vereine. Bis vor ein paar Wochen noch war Hertha BSC mit und vor allem wegen Klinsmann ein extrem ambitionierter Verein. Dann kamen der laute Bruch und die kuriose Trennung. Mit der Verpflichtung von Labbadia signalisieren die in Abstiegsnot geratenen Berliner nun ihre Bereitschaft, nicht im Hauruckverfahren alles auf einmal richtig bis besser machen zu wollen. Nach den Kapriolen mit Klinsmann dürfte es bei der Hertha erst einmal darum gehen, möglichst wenig falsch zu machen. Und dafür ist der grundsätzliche, in Darmstadt geborene Labbadia eine gute

Wahl. Warum denn nicht einen Smalltown Boy für den Big City Club?

Kommt alles so, wie es sich die Deutsche Fußball-Liga (DFL) erhofft, dann hat Labbadia knapp einen Monat Zeit bis zur Fortsetzung der unterbrochenen Saison 2019/20. Da er nicht im Verdacht steht, seine Spieler mit multimedialen Präsentationen oder Workshops einzustimmen, kann die harte Arbeit auf dem Platz gleich beginnen. Dass Labbadia seine Spieler dabei nicht umarmen und hautnah umgarnen darf, wird für ihn ungewohnt sein. Aber was kann im Dialog mit einer Berliner Mannschaft, die in dieser Spielzeit schon auf den vierten Cheftrainer hören soll, eigentlich schlimmer werden als bisher? Beim VfL Wolfsburg war Labbadia der Amtsantritt durch zynische Sprechchöre der eigenen Fans erschwert worden. „Wir steigen ab. Wir kommen nie wieder. Wir haben Bruno Labbadia“ hieß es aus der heimischen Stadion-

kurve. Der Geschmähte nahm es tapfer hin und ließ lieber Erfolge für sich sprechen. Das hatte nichts mit falscher Neun, hohem Pressing oder 3-4-3 zu tun. Trotzdem war es eine gute Taktik.

Mitten im Getöse des Profisports verfügt Labbadia über eine besondere Gabe. Er findet für komplexe Sachverhalte einfache Worte. Öffentlich anzuecken oder feine, verbale Spitzen zu setzen gehört nicht zu seinen besten Bordmitteln. In Wolfsburg wäre es für ihn ein Leichtes gewesen, aus dem bundesweit bekannten Mangel an Männerfreundschaft zwischen ihm und Schmidtke eine öffentliche Schlamm-schlacht zu machen. Labbadia wählte leiserer Töne und trat erhabenen Hauptes ab. „Es ist menschlich“, sagte der am Ende unerwünschte Trainer, „dass man nicht immer einer Meinung ist.“ Solch simples Vokabular wäre bei der neureichen Hertha und ihrem Klamauk mit Klinsmann vor ein paar Wochen Gold wert gewesen.